

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

16]

Roman von J. G. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. ...

„Gut! Gut! Gut!“ sagte Guy sich eine ganze Reihe von Ausreden zurechtgelegt, die seinen Besuch bei Herrn Dufrene rechtfertigen sollten, aber diese Ausreden erschienen ihm albern, als er vor Nr. 30 stand.

Es war ein verfallenes, zweistödiges Haus, mit engen Fenstern, einer roten, beschlagenen und vernagelten Thür, wo neues Eisenwerk sich mit Resten alter Beschläge vermischte. Es mochte in vergangenen Zeiten gar kein bestimmtes Gepräge getragen haben, aber welchem Gebäude würde nicht schon das Alter an sich einen gewissen Reiz verleihen?

Bei aufmerksamem Hinsehen bemerkte Guy einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Wohnung zu vermieten.“

Jetzt bedurfte es keines Vorwandes mehr, wenigstens um ins Haus zu gelangen. Aber bewohnte Dufrene das Erdgeschoss? War er es, der die Wohnung vermietete oder sie zum mindesten den Suchenden zeigte?

Herbeline überschritt die Straße und zog an einer altmodischen Glocke, die gar nicht zu läuten aufhören wollte. Darauf erschien ein kleines, schmutziges Frauchen mit einem Kaninchengeßicht, deren graue Haare rötlich untermischt waren.

„Ich komme wegen der Wohnung,“ sagte Herbeline.

Sie sah ihn ganz verblüfft an. „Wegen der Wohnung?“ rief sie aus. „Möchten Sie die vielleicht mieten, mein guter Herr?“

„Nein,“ entgegnete er lächelnd, „Ich möchte sie nur ansehen, nicht für mich, für eine alte Dame, die gern von Paris weg möchte.“

„Na so, das ist etwas andres! Das hab' ich mir gleich gedacht. Also für eine alte Dame. Der Herr ist nicht aus dieser Gegend?“

Guy freute sich der Gleichgültigkeit der Alten.

„Nein,“ sagte er, „ich bin aus Paris. Ich habe im Vorübergehen den Zettel gesehen und bin hereingekommen. Glauben Sie, daß die Wohnung für eine alte Dame passen würde?“

„Na und ob! Ausgezeichnet! Und außerdem, Herr Dufrene möchte gerade so etwas Ruhiges. Er hat die großen Familien nicht gern, hat nicht gern was Lustiges!“

Bei dem Namen Dufrene war Herbeline leise erbebt.

„Heißt der Eigentümer Herr Dufrene?“

„Ach, der arme Mann! Er wäre es gern, aber er ist nur der Mieter, und außerdem hat er einen Vertrag, sonst möchte er nicht das ganze Haus für sich selber behalten, jetzt, wo er die Mittel dafür nicht mehr hat. Er ist zu Grunde gegangen, so daß er sein eigenes Geschäft aufgeben mußte und jetzt für die andren arbeiten muß. Er macht Feuerversicherungen und ist Weinagent.“

„Und — geht es ihm nicht gut?“

„Manchmal geht's und manchmal geht's auch wieder nicht. Grad' jetzt wird ihm das Leben ein bißchen schwer.“

Zimmer darauf los schwabend, hatte das kleine Frauchen Guy in den ersten Stock geleitet. Sie zeigte ihm eine Wohnung von zwei Zimmern mit einer ziemlich großen dunklen Küche. Trotz ihres melancholischen Aussehens und ihrer geschwärzten Dedden waren die Zimmer nicht unbehaglich.

Der junge Mann that, als besichtigte er alles sehr eingehend und sagte:

„Es scheint mir, daß das ganz gut passen würde. Was soll die Wohnung kosten?“

„Dreihundert Frank,“ lautete die Antwort.

„Dreihundert Frank,“ wiederholte Herbeline nachdenklich, „das wäre ungefähr die Preislage. Glauben Sie nicht, daß etwas hergerichtet werden würde, wenn man für ein Jahr mietet?“

„Hergerichtet?“ gab die kleine Frau zurück und zupfte an ihrer Fäde. „Um etwas herzurichten, muß man Geld haben.“

„Der Mieter könnte vielleicht die Arbeiten auf seine eignen Kosten machen lassen und könnte es sich an der Miete abziehen?“

„Das ist ja aber auch so schon sehr billig. Dreihundert Frank. Aber ich bitte, ich weiß gar nichts, ich bin nur die Hausfrau. Man müßte mit Herrn Dufrene sprechen. Aber da fällt mir etwas ein. Ich werd' das kleine Fräulein fragen, die weiß ja, was ihr Vater will. Ich will Ihnen den Weg zeigen, mein Herr!“

„Soll ich sie zu sehen ...“
Er bedauerte, nach Mantes gekommen zu sein, und hatte beinahe Lust, zu fliehen. Doch blieb ihm keine Zeit zu längerer Ueberlegung; die Frau führte ihn in einen kleinen Salon, der zwar etwas schäbig, aber ganz reinlich war und hie und da Spuren, wenn auch nicht von Luxus, so doch von Behäbigkeit auswies.

„Mamselle Marguerite!“ rief die Aufwärterin.

Er brauchte nicht lange zu warten, doch drängten sich die Gedanken so sehr im Kopf des jungen Mannes, daß es ihm lange vorkam, und er keinen Maßstab dafür hatte, wie lange es dauerte.

Eine Thür wurde von außen geöffnet und es erschien ein ganz junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, sehr zart und aufgeschossen. Sie war hübsch und schien zu denen zu gehören, die mit der Entwicklung immer hübscher werden. Sie hatte auch nicht einen Zug von dem Wilde, das er sich von ihr gemacht. Mit ihren dichten, nachtschwarzen Haaren, ihrem blassen Gesicht, von jener Blässe, die den Sicilianerinnen eigen ist, den Rippen, die so rot waren wie die Blüte des Geraniums, den tiefblauen Augen, die ihm in der Dämmerung fast violett erschienen, dem feinen, reinen Oval der Wangen, war sie voll geheimer Kraft, voll verhaltener Energie, und man konnte es vorhersehen, daß sie das Leben ernst nehmen, glühend und leidenschaftlich sein würde, eine schöne Menschenblüte, ebensowohl für ein großes Glück wie für ein tragisches Geschick geschaffen.

„Die also ist es, die ich beraubt habe,“ sagte sich Herbeline.

Wenn er sie häßlich und dürrig gefunden hätte, dann hätte er gewiß dasselbe Bedauern empfunden, wie in diesem Augenblick, aber er hätte vielleicht nicht das Gefühl gehabt, ein solcher „Vandit“ zu sein, als welcher er sich in Gegenwart dieses schönen Geschöpfes vorkam. Abgesehen von aller Sinnlichkeit und Härlichkeit hatte er einen sehr hohen Begriff von der weiblichen Schönheit. Er war wie Kenan der Ansicht, daß sie für das weibliche Geschlecht genau dasselbe bedeute, wie das Genie oder die Kraft für den Mann. Hat nicht seit dem Ursprung der Civilisation die Schönheit der Frauen die Energie der Männer in Schach gehalten? Also, was er für das Recht seiner geistigen Bedeutung hielt und was nach seiner Meinung in der Hauptsache seinen Diebstahl entschuldigte, das zu fordern hatte dieses kleine Mädchen kraft ihres Liebreizes das Recht. Dieser Diebstahl wurde dadurch zu einem gemeineren, brutaleren, seltsam feigen Verbrechen.

„Das ist sie,“ sagte die kleine Frau. „Der Herr möchte gern wissen, ob die Wohnung billiger werden würde, wenn der Mieter sie sich selbst herrichten läßt.“

Da das Kind nicht zu verstehen schien und die erstaunten Augen auf Herbeline richtete, hielt dieser es für geraten, sie aufzuklären.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „es ist möglich, daß eine alte Freundin von mir, die nicht sehr vermögend ist, Ihre Wohnung mietet. Sie wünscht Paris zu verlassen und sich in einer kleinen Stadt ansässig zu machen. Ich bin sicher, daß ihr Mantes sehr gut gefallen würde. Da wollte ich nun gern wissen, ob Herr Dufrene geneigt sein würde, einige kleine Reparaturen machen zu lassen; nicht sehr viel, es handelt sich vielleicht um dreißig Frank — oder ob die Wohnung eine Kleinigkeit billiger sein würde, wenn die Mieterin die Sachen auf ihre Kosten machen ließe?“

Er dehnte die Erklärung geflüstert etwas länger aus, während er seine Blicke mit immer steigendem Interesse auf das junge Mädchen richtete. Sie war verwirrt, aufgeregter und ganz rot bei den Widen dieses Unbekannten, der ihr eine Art von Furcht einflößte, und dabei ganz reizend mit ihren dunklen, flammenden Augen, in denen ein feuchter Schimmer leuchtete.

„Ich weiß es wirklich nicht,“ stammelte sie. „Ich glaube

schon, daß mein Vater einen kleinen Nachlaß gewähren würde, aber ich traue mich nicht, für ihn zu entscheiden. Er verlangt für die Wohnung einen Preis . . ."

"Der sehr bescheiden ist," beeilte sich Guy, sie zu unterbrechen, als er sie noch lebhafter erröten sah. "Ich bin beinahe sicher, daß meine alte Freundin die Wohnung so wie sie ist nehmen und die Reparatur machen lassen wird, ohne etwas zu verlangen. Aber es ist ja möglich, daß ich mich irre, und daß sie doch einen kleinen Betrag wird haben wollen . . ."

"Ach," meinte die Kleine, "Vater würde gewiß kein weiteres Wort darüber verlieren, wenn . . ."

Sie unterbrach sich mit zitternden Lippen. Er stand und sein Herz kramte sich bei dem Gedanken an dieses Geld zusammen, für das er sich seit dem Tode von Plessis allein verantwortlich fühlte.

Was thun? Wie sie unterstützen? Welchen Vorwand dafür finden?

Ganz erstarrt und tief beschämt verstummte er.

"Ich werde gleich morgen erfahren," sagte er schließlich, "ob meine Freundin die Absicht hat, zu mieten oder nicht. Wenn sie einverstanden ist, dann wird sie im Laufe der Woche herkommen. Will sie nicht, dann schreibe ich. Wollen Sie mir die genaue Adresse Ihres Herrn Vaters geben?"

Das junge Mädchen entnahm einer imitierten Sebrotschale, die den Kamin schmückte, eine Visitenkarte und reichte sie ihm.

"Guten Abend," sagte weich, fast zärtlich Gerbeline und raschen Schrittes ging er nach dem Bahnhof.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Budget und Etat.

Die Schinken-träger haben jetzt wieder zu thun. Die "Schinken-träger"? Nun ja, die Schinken-träger; so nennt nämlich der Parlamentarier die Diener, die der Alten hochgehäufte Menge täglich in das Heim der Reichsboten tragen. In diesen Tagen schleppen sie sich mit dem bittleibigen Reichshaushalt, gewaltigen Aktenheften mit endlosen Zahlenreihen und einigem Text, die — nach einer gutmütigen Voraussetzung! — nunmehr von den Reichstags-Abgeordneten studiert werden. Denn gar bald beginnt ja im parlamentarischen Leben wieder die "Etatberatung" oder die "Budgetdebatte". Die Zeitungsleser finden dann tagaus, tagein in ihren Leitblättern Artikel und Notizen, die, mehr oder weniger mit Zahlen durchspickt, von dem Etat handeln, Artikel und Notizen, die in der Regel der Sensation und des novellistischen Reizes recht gründlich entbehren und deshalb meistens — überflüssig werden! Eine ganze Schar froher Plauderer kann man zum plötzlichen Verstummen bringen, wenn man mit dem nötigen Applomb vom Etat oder Budget zu reden beginnt. Geduldige Leser freilich sind weniger leicht aus der Fassung zu bringen, aus welcher Erfahrung wir den Mut schöpfen, hier einmal etwas von den ungeliebten Begriffen zu erzählen.

Ein geistvoller Franzose, Eugen Pierre, hat einmal gesagt: "Das Budget ist für die Masse der Staatsbürger ein Buch mit sieben Siegeln." Die Thatfache stimmt. Aber sie ist sehr bedauerlich. Man sollte die sieben Siegel abreißen, das Buch aufschlagen und jedermann darin mit Verständnis zu lesen lehren. Es gehört zu den ärgsten Unterlassungssünden der heutigen Schule, daß sie die Jugend eines Landes mit dem allgemeinen Stimmrecht ohne eine auch nur oberflächliche Kenntnis von den wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, von den Funktionen, den Hilfsmitteln und den Aufgaben des Staates läßt. Das geschieht nur, weil die herrschenden Klassen fürchten, das Volk könne "zu klug" werden; sie wollen nicht, daß die unterdrückten und ausgebeuteten Massen wissend und lebend werden. Hilft freilich alles nichts, da sich die Socialdemokratie ja doch der dankbaren und freudig geübten Aufgabe unterzieht, allüberall Aufklärung zu schaffen. Was wir vorhin von dem "durchschnittlichen" Zeitungsleser sagten, stimmt deshalb nicht für den überzeugten Socialdemokraten, der die Wichtigkeit einer geordneten Staatswirtschaft sehr wohl kennt, wenn er auch nicht alle ihre Einzelheiten zu übersehen vermag. Der richtige Socialdemokrat ist ein politisches Lebewesen, was nach des alten Aristoteles' Begriffsbestimmung einen Menschen bedeutet.

Die Worte Etat und Budget, die zu dem eisernen Wortschab eines jeden Politikers gehören, gebrauchen wir in fast gleichem Sinne. Von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, können wir immer das eine für das andre einsetzen. Beide sind fremden Ursprungs, wie die meisten Fachausdrücke der Politik. "Etat" ist zu uns aus dem Französischen gekommen und eines Stammes mit dem Worte Staat. Beide gehen auf das römische Wort status zurück, das im Spätlateinischen die wirtschaftlichen Einrichtungen des Gemeinwesens und auch die schriftlichen Aufzeichnungen über diese, als Denkschriften, Rechnungen usw. bedeutete. In der ersten Zeit, wo wir dem Worte status in diesem Zusammenhang begegnen, bezieht es sich aber immer auf bereits abgeschlossene Dinge: man bezeichnet mit ihm also eine

Abrechnung, eine Rechnungslegung. Erst an der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts wechselt die Bedeutung; von da ab wendet man, zunächst ausnahmsweise, bald aber regelmäßig, den Ausdruck gerade auf die kommende Zeit an, also im Sinne eines Voranschlages. Sully, der bekannte Finanzminister Heinrichs IV. von Frankreich, stellte, wie Gedel berichtet, 1601 für die Hauptzweige der Finanzverwaltung solche Voranschläge auf, die er états de prévoyance, d. h. etwa "wahrscheinliche Gestaltung der Finanzen", nannte. Nach Deutschland ist das Wort um die Mitte des 17. Jahrhunderts eingewandert, als bei uns alles verwässelt wurde. Hier hat es sich auch dadurch erhalten und in allen Staaten und Stätlein eingebürgert, während es in Frankreich einmal, in der napoleonischen Ära, in Gefahr stand, ganz durch den Ausdruck Budget verdrängt zu werden.

Der weitere Path. Budget hat eine viel interessantere Geschichte. Es etwas romantische Dunkelheit. Und Herr P. verliert sich in eine täglichen Gebrauchs ist ja mindestens so zweifelhaft, wie der gewisser Grafenkinder. Aber wir können ihr nachspüren; haben Worte auch keinen amtlich ausgefertigten und abgestempelten Taufschein, so tragen sie doch zeitweilig so etwas wie einen Sterbepass mit sich herum. Die Sprachwissenschaft lehrt uns diesen Sterbepass entziffern. Sehen wir zu, wie er in diesem Falle lautet. Da finden wir denn zunächst einmal, daß das vor unsen Richterstuhl geschleppte Wort sich durch mannigfache Verkleidungen unkenntlich zu machen gesucht hat. Aber wir werden ihm die Hüllen und den Plittschuß schon abnehmen! Zunächst stellen wir fest, daß es aus England zugewandert ist. Dort hat es Heimatsrechte erworben, hat sich naturalisieren lassen. Denn es ist gar nicht englischen Ursprungs: in seinem Sterbepass lesen wir vielmehr etwas von einer wälischen oder keltischen Abstammung. Und wenn wir nun die wälischen Akten nachschlagen, da finden wir bald seine erste Form: bulga. Lederbeutel heißt das bei uns, oder in modernem "Deutsch" ausgedrückt: Portemonnaie. Von bulga bildeten die für das Niedliche schwärmenden Franzosen das Verkleinerungswort bulgette, Beutelchen, eine merkwürdige Bildung, da doch jedermann gerne ein möglichst großes Portemonnaie — "mit was ein", wie der Berliner sagt — haben möchte. Bulgette klingt heutzutage in Frankreich poche, und bedeutet Täschchen. Als bulgette trat das Wort, wanderlustig geworden, seine große Reise über den Kanal an und kam zu den Engländern.

Daß es dort ein wenig zerzaust und verändert wurde, kann nicht gerade wundernehmen. Die Engländer haben bekanntlich einen Klotz im Munde und machten sich von jeder keine Skrupeln, die zugewanderten Worte nach ihrer Bequemlichkeit umzuformen. Man sagt ja von ihnen, daß sie Konstantinopel schreiben und London aussprechen! So haben sie denn auch das arme bulgette beim Tragen genommen, ihm den Schwanz abgehakt und das l in ein d verwandelt. Und auch sein Geschlecht haben sie, die ganz und gar keinen Respekt vor dem Geschlecht der Worte haben, damit gewandelt. Denn daß wir's nur sagen: als leichtes, tändelndes Mädchen war bulgette an den Themsestrand verschlagen, als finsterner, mürrischer Kerl lehrte es nach Paris zurück und nannte sich jetzt le budget, eigentlich der Budget. Wir guten Deutschen aber trauten der ganzen Geschlechtsverwandlung nicht recht und zogen uns dadurch aus der Affaire, daß wir ganz unverbindlich das Budget sagten.

So haben wir also den Ursprung des Wortes aktenmäßig festgestellt. Nun bleibt uns noch zu sagen übrig, was wir unter dem Worte verstehen. Zuerst aber noch eine kleine Geschichte aus England. Dort wurde nämlich das weitgewanderte Wort zuerst in Zusammenhang mit den Thatsachen der Finanzwirtschaft gebracht und in den parlamentarischen Wortschab aufgenommen. "Wenn das Haus der Gemeinen", so erzählt Gedel, "Subsidien (Gelder für den König) bewilligen sollte, so öffnete gegen Ende des Parlaments der Kanzler der Schatzkammer einen Behälter oder eine Kapsel, in der der Gesetzentwurf enthalten war. Diesen Vorgang nannte man die Öffnung des Geldbeutels oder des Budgets. Die Urkunde auf Pergament oder Papier stellte gleichsam scheinbar den Ringelbeutel des Schatzes und damit gleichzeitig den Schatz der Krone dar." Heute verstehen wir unter dem Worte die ziffernmäßige Aufstellung dessen, was eine Zwangsgemeinschaft, also ein Staat oder eine Stadt oder eine andre Gemeinde, einzunehmen und auszugeben hat. Das Budget giebt also Maß und Norm, wie sich das tägliche Leben des Staates regelt, wie seine ununterbrochene Thätigkeit sich vollzieht oder vollziehen soll. Genau dasselbe verstehen wir aber auch, wie gesagt, unter dem Ausdruck Etat. Einen Unterschied machen wir vielleicht nur insofern, daß wir den Voranschlag für einzelne Zweige der Staatswirtschaft lieber Etat nennen (z. B. Etat des Reichsamts des Innern), während wir Budget mehr zur Zusammenfassung aller Einzelstats verwenden. Wie nun das Budget oder der Etat eines Landes, z. B. des Deutschen Reiches, aussieht, wie das Budget entsteht und parlamentarisch behandelt wird, davon ein andres Mal. Denn, wir wiederholen: wichtig ist die Kenntnis dieser Dinge. Die langen Zahlenreihen eines Budgets gewinnen Leben, wenn man sie zu betrachten versteht, manche ernste und manche neckische Geschichte birgt sich in den Kolonnen. Wer es lesen kann, entnimmt den Ziffern eines Budgets, wie der Staat seine Aufgaben erfährt und wie er sie im Verhältnis zu einander wertet. Das Budget des Klassenstaates ist eine in Zahlen eingekleidete Agitationsbrochure für die Socialdemokratie. Wir wollen lesen lernen! — S.

Kleines feuilleton.

— **Restroy.** Der Wiener „Neuen Freien Presse“ wird geschrieben: Noch sehr wenig bekannt dürfte ein Extempore Restroys sein, das er sich zur Zeit der alten Polizeiherrschaft leistete und das damals ganz Wien in Heiterkeit versetzte. In einem Stücke, dessen Titel und Inhalt mir nicht mehr erinnerlich ist und in dem auf Wiener Verhältnisse Bezug genommen wird, kam eine Stelle vor, wo der Partner Restroys diesem zuruft: „Wann wird's denn in Wien amol besser werd'n!“ Damals regierte der allgewaltige Polizeipräsident **W e i ß**. Restroy entgegnete hierauf mit satirischer Betonung: „Weiß der Teufel.“ Das Publikum verstand sofort diese Anspielung, und eine drohnende Beifallsjalousie folgte dem gelungenen Impromptu. Restroy mußte diesen Scherz mit einem Tage Arrest büßen. Als dann **A m b e r g** an die Spitze der Polizeimacht wärtete das Publikum mit Spannung, ob Restroy nicht die überrückte Stelle wieder zu einem Ausfall auf den neuen Polizeipräsidenten benützen werde. Viele waren ins Theater gekommen aus purer Neugier, ob Restroy nicht ein beißendes Spottwort finden werde. Sie wurden in ihrer Erwartung nicht getäuscht. Als der Partner Restroys an diesen wieder die Frage stellte, ob sich die Verhältnisse in Wien nicht endlich bessern werden, antwortete Restroy schlagfertig: „So lang der Ochse am Berg steht, nicht.“ Den Jubel, den diese Worte hervorriefen, mußte aber Restroy bitter büßen. Er wurde auf einige Tage in Haft gesetzt. Damals befand sich das Polizeigebäude am Peter. Eines Tages machte sich der Polizeipräsident den Spaß, ließ sich den Häftling Restroy vorführen und stellte an ihn die Frage, wie es ihm im Karzer gehe. Restroy erwiderte: „Herr Polizeipräsident! Mir geht's in meiner Zell'n so gut wie Ihnen; ich thu' nichts und Sie thun nichts.“ Diese Antwort soll der Polizeigewaltige sehr ungnädig aufgenommen und sofort die Order gegeben haben, Restroy wieder in die Zelle abzuführen. Als dann **M u t h** das Polizeiruder in Wien führte, und das Stück wieder aufgeführt wurde, zog Restroy es vor, sich nicht dem Zorn Muths, dessen Strenge berüchtigt war, auszuliefern. Als das Publikum wieder wartete, wie Restroy die Stelle, die sich auf die Besserung der Wiener Verhältnisse bezog, beantworten werde, entgegnete er mit einer diplomatischen Wendung zu seinem Partner: „Sag' Du's, wann Du M u t h hast!“ Diese Antwort wirkte auf die Zuhörer, die wußten, daß Restroy sich schon wiederholt wegen seiner Extempores Freiheitsstrafen zugezogen hatte, nicht weniger durchschellererschütternd. —

k. Ueber den Untergang der „Antarctic“ hat ein Teilnehmer der Expedition Nordenskjölds, der Naturforscher der Gesellschaft, Stottsberg, einem Vertreter des „Bureaus Neuter“ noch einige nähere Mitteilungen folgenden Inhalts gemacht. Die „Antarctic“ versuchte am 14. Dezember 1902, sich nach Snow-Hill zu begeben, indem sie am Nordufer der Inlet Joinville vordrang. Sie wurde gleich im Anfang im Eise festgehalten. Die umgebenden Eisberge waren zum Teil kompakte Massen, während andere die Form von Türmen, Spitzen und blaugelben Grotten auf schneeweißem Hintergrund annahmen. Das Eis fing am 1. Januar an, sich zu bewegen, und es schritt südwärts mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in der Stunde vor. Die Mitglieder der Expedition schliefen jede Nacht in ihren Kleidern, immer in dem Glauben, daß es die letzte sein würde. Am 4. Januar fanden sie eine offene Durchfahrt nach Erebus und Terror Bay zu. Das Eis erschien jedoch wieder in einer dichten Masse von mehreren Kilometern Oberfläche, und das Schiff war wieder gefangen. Die „Antarctic“ blieb mitten im Golf rettungslos eingeschlossen. Man sah nirgends Wasser. Die Tage vergingen, ohne daß irgend eine Besserung eintrat; die Lage wurde kritisch. Der Südwind begann am 9. Januar zu wehen und wurde bald zu einem Schneesturm. Der Druck der Eisberge verstärkte sich. Der Bug der „Antarctic“ hob sich um vier Fuß. Man hatte das Gefühl, daß eine Katastrophe unmittelbar bevorstand. Die „Antarctic“ neigte sich zum Steuerbord; an der Seite hatte sie eine große Oeffnung, durch die das Wasser in Strömen hereinstürzte. Man machte sich an die Bergungsarbeiten, ohne daß jedoch die mindeste Panik dabei herrschte. Die Pumpen funktionierten; sie wurden durch die Maschine in Bewegung gesetzt. So konnte man das Schiff noch über Wasser halten; aber der Druck der Eisberge war furchtbar; gleichwohl verlor niemand die Hoffnung. Die Situation blieb kritisch bis zum 16. Januar. Ausbesserungsarbeiten wurden vorgenommen, aber ohne großen Erfolg. Gegen Ende Januar betvegte sich das Eis. Der 9. Februar war einer der schlimmsten Tage. Die „Antarctic“ neigte sich zum Backbord. Man gab Befehl, die Boote und die Vorräte herabzulassen. Es hatte in der That den Anschein, als ob bei dem leichten Druck des Eises das Schiff versinken würde. Ein schrecklicher Schneesturm wütete; dann aber hörte der Druck auf. Die folgenden Tage wurden damit zugebracht, die Eismassen, die das Schiff umgaben, wegzuschaffen. Das Schiff nahm seine normale Stellung wieder ein; aber da der Zutritt des Wassers nicht verstopft werden konnte, so waren die Pumpen nie außer Thätigkeit. Als die Eisschollen sich gelöst hatten, war die „Antarctic“ endlich flott und wurde am 12. Februar an eine offene Stelle geschleppt. Es wurde ein Versuch gemacht, die Segel beizugehen und nach Paulet Island zu steuern. Die Reise war kaum begonnen, als ein starker Wind das Schiff zwischen die Eisberge

zurücktrieb. Die Gesellschaft war nun am Rande der Verzweiflung; man fürchtete, daß die „Antarctic“ von neuem gefangen werden würde. Trotz der ununterbrochenen Thätigkeit der Pumpen stieg das Wasser im Schiff andauernd. Man erkannte, daß alle Anstrengungen unnütz waren. Alle hielten sich äußerst tapfer. Die „Antarctic“ wurde an einen Rieseneisblock festgemacht, auf den man die Kleider, Risten und Fässer löschte. Um acht Uhr morgens versammelten sich alle im Salon des Schiffes. Man hißte die schwedische Fahne am Mast, dann landete man und schnitt die Verbindungsstau durch. Die Strömung entfernte das Schiff von dem Eisblock, auf den wir uns geflüchtet hatten. Das Wasser überflutete allmählich die „Antarctic“; zuerst verschwand der Bug. Es war am 12. Februar um 1/1 Uhr mittags. Die „Antarctic“ war für immer verschwunden. —

ie. Die Tötung von Tieren durch Röntgenstrahlen. Es ist selbstverständlich, daß die Röntgenstrahlen als Heilmittel verwerten möchte, zuerst an Tieren untersucht werden muß. Mit den Radiumstrahlen hat bereits vor einigen Monaten Dr. London Versuche an Mäusen gemacht und festgestellt, daß sie unter ihrem Einfluß schon in wenigen Tagen starben. Später hat dann Dr. Heineke an der chirurgischen Klinik in Leipzig diese Forschungen nachgeprüft und deren Ergebnisse im wesentlichen bestätigt. Weiße Mäuse starben nach etwa drei Wochen, wenn eine Kapsel mit Radiumbromid in einem Abstand von 12—15 Centimetern über ihrem Kopf befestigt wurde. Daß dieser Ausgang nur der Wirkung der Strahlen zuzuschreiben war, ging aus dem Umstand hervor, daß eine größere Annäherung des strahlenden Körpers an die Tiere deren Tod erheblich beschleunigte. Die Erkrankungenerscheinungen waren starke Abmagerung und Hautentzündungen. Junge Meeresschweinechen starben in 2—6 Tagen, wenn die Kapsel mit Radium direkt auf ihrem Kopf befestigt wurde, während erwachsene Meeresschweinechen eine derartige Behandlung ohne erheblichen Schaden vertrugen. Da die Radiumstrahlen bisher in der Heilkunde noch wenig benutzt werden, erschien es Dr. Heineke wichtiger, den Einfluß der Röntgenstrahlen auf kleinere Tiere genauer zu untersuchen, weil an diese Strahlenart bereits erhebliche Ansprüche auch in der Medizin gemacht werden. Da sich schädliche Folgen der Röntgenbestrahlung nicht selten gezeigt haben, so kommt es vor allen Dingen auf die Feststellung an, ob dadurch auch innere Schäden entstehen können. Dr. Heineke hat die darauf bezüglichen Versuche jezt in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschrieben. Die Ergebnisse weichen erheblich davon ab, was Dr. Scholz seinen Experimenten über die Bestrahlung von Mäusen und jungen Kaninchen mit Röntgenstrahlen entnommen hatte. Während dieser Forscher nur eine äußerliche Einwirkung feststellte und die Bestrahlung anderer Teile, wie die des Schädels, nahezu unschädlich gefunden hat, denkt Dr. Heineke nach seinen Beobachtungen weniger günstig über die Folgen der Bestrahlung. Weiße Mäuse gingen bei seinen Versuchen schon in 6—10 Tagen sicher zu Grunde, wenn sie täglich etwa 2—7 Stunden den Röntgenstrahlen ausgesetzt waren. Krankhafte Erscheinungen setzten 1—2 Tage vor dem Tode ein und bestanden in schneller Abmagerung, Nahrungsvorweigerung, gestäubtem Haar, ängstlichem Zusammenfallen, später in Bindegewebsentzündung, Durchfall, zunehmender Mattigkeit und dann vollständiger Ohnmacht, während Krämpfe und Lähmungen nicht auftraten. Auch von den in gleicher Weise behandelten Meeresschweinechen starb der größte Teil nach 7—14 Tagen, jedoch erwiesen sich große kräftige Tiere als ziemlich widerstandsfähig. Wurde die Bestrahlung sehr lange fortgesetzt, so starben die Meeresschweinechen an der stark entwickelten Hautentzündung; daselbe war bei Kaninchen der Fall.

Bedeutung sind diese neuen Forschungen namentlich in einer Hinsicht. Bisher hat man geglaubt, daß die Erzeugung von Hautentzündungen die alleinige schädliche Wirkung der Röntgenstrahlen auf den Körper sei, und auch Dr. Heineke hatte erwartet, daß die Versuchstiere den Tod nur nach einer starken Entzündung einer solchen Erkrankung erleiden würden. Die genauere Befichtigung aber hat doch auch eine Verletzung der Organe ergeben; namentlich war die Milz in allen Fällen außerordentlich stark verändert, nämlich zusammengeschrumpft und sehr dunkel gefärbt. An den übrigen Organen fand sich nichts Auffallendes, außer an den Zellen der Gehirnrinde. Um festzustellen, ob das Gehirn überhaupt einer Schädigung durch die Röntgenstrahlen besonders ausgesetzt ist, bestrahlte Dr. Heineke an einigen Meeresschweinechen nur den Kumpf, an andren nur den Kopf, indem er den übrigen Körper durch Bleiplatten gegen die Strahlenwirkung sicherte. Es zeigte sich dabei kein beträchtlicher Unterschied, jedoch deuten die Beobachtungen an den toten Tieren darauf hin, daß das Gehirn bis zu einem gewissen Grade auch durch die Strahlung vom Kumpf aus schädlich beeinflusst wird. —

Theater.

Berliner Theater. „Gustav Adolf.“ Schauspiel von August Strindberg. — Es gab fünf Akte, von denen mit einer Ausnahme jeder seine zwei bis drei Verwandlungen hatte, rund ein halbes Hundert auf dem Theaterzettel namhaft gemachter Personen, bis gegen Mitternacht hatte man zu warten, ehe der Held aus einer Feldschmiede bei Lützen in Schlacht und Tod stirbt. Die Zeit muß doppelt gerechnet werden, dergestalt langsam schlich sie dahin. So erhielten die Zuschauer wenigstens eine lebendige Vorstellung von den Strapazen und der Länge des Feldzuges. Was Strindbergs der einst so Scharfäugige mit diesem historischen

Drama im übrigen bezweckt hat, kühlt sich in Dunkel und wird auch aus der Vorrede, aus der man zugleich bedauernd erfährt, daß der Autor schon in vollen acht Dramen die schwedische Geschichte abgehandelt hat, nicht klarer. „Ein lutherischer Heiliger, der beinahe Schulmaterial geworden ist, erzählt er, besaß keinen Anreiz für mich. Dann aber kam das Jubelfest 1894 und damit die Lobreden. Bei der Lektüre einer kleinen bescheidenen Lobrede stieß ich auf die Thatfache, daß Gustav Adolf, der seine Laufbahn damit begonnen hatte, daß er Katholiken rädern ließ, schließlich soweit kam, daß er seine eignen Glaubensgenossen, die einen katholischen Gottesdienst in Regensburg gestört hatten, hängen ließ. Da sah ich auf einmal den ganzen Charakter und das ganze Drama vor mir und ich nannte es meinen „Kathak den Weisen“ (!) Der lichte Mann mit dem leichten Sinn, der auch in dunklen Stunden immer einen Scherz bereit hat, sehr Staatsmann sehr liebte wie eine gute Bataille.“

„Der Schwedenkönig sehr Schwierigkeiten, als es gilt, Freund und Feind zu scheiden; und nur der Tod auf dem Schlachtfeld kam die Harmonie wiederherstellen und die verfluchten Fäden abschneiden.“ Daß der Schwedenkönig nicht, wie die gefällige Legende meldet, aus purer Begeisterung für den protestantischen Glauben seine Soldaten gegen die katholischen Truppen des Kaisers geführt, sondern daß mit diesem wie mit jedem andren „heiligen“ Kriege sich auch sehr irdisch-praktische Zwecke verbunden, ist doch gewiß keine besonders neue und aufregende Entdeckung. Aber immerhin, es wäre denkbar, daß von diesem Punkte aus, in freier Umgestaltung der Geschichte, wie sie die Dramatiker von jeher als ihr gutes Recht geliebt, ein innerlich bedeutsamer Konflikt sich hätte entwickeln lassen. Das Schauspiel könnte einen Gustav Adolf zeigen, der ursprünglich aus der Illusion rein religiöser Zwecke heraus handelt, dann im Verfolg seines Unternehmens unter dem zwingenden Druck der Verhältnisse jenen Glauben, der ihn begeistert hatte, einbüßt und nun seiner im Grunde wahrheitsliebenden Natur zuwider die alte Lösung läugnerisch zu der Verhüllung weltlich-selbsttätiger Pläne ausnützt. Hier wäre ein Kampf mit der notwendig aus der gegebenen Lage erwachsenden Veruchung, eine Verstrickung der Schuld und der zufällige Tod auf dem Schlachtfeld könnte so vielleicht als Ausdruck einer tragischen Notwendigkeit poetisch wirken. Das Geschichtliche wäre zur Form erhoben, in der ein allgemeines menschliches Schicksal, das seinem Kerne nach überall wiederkehren kann, sich abspielt. Bei Strindberg deutet zuerst einiges nach solcher Richtung. Aber dieser Faden, so wenig wie irgend ein anderer, wird fortgesponnen. Die ganze Handlung löst sich in eine Reihe loser, durch keine Einheit der Idee, noch der Charakteristik zusammengehaltener Bilder auf. Strindberg steht nicht über der Geschichte, er prägt sie nicht, noch holt er Neues aus ihr heraus, wie Schiller in seinem großen Drama aus dem dreißigjährigen Kriege; er folgt einfach als Illustriator dem bunten Spiele der Ereignisse und thut dann da und dort willkürlich Anecdotes aus eigener Erfindung hinzu.

Sein Stück ist eine rechte Haupt- und Staatsaktion, verworren und verwirrend, vollgestopft mit langen politischen Gesprächen. Da giebt es einen edlen Juden Markus, der dem ewig an Geldmangel leidenden König — das ist einer der wenigen aufrichtig realistisch wirkenden Rüge in dem Drama — auf Pfänder leiht und zugleich viel gute Ratschläge erteilt im Namen der Billigkeit und des konfessionellen Friedens. Da tritt ein schwärmerischer Jüngling auf, der just wie der Mar Piccolomini im „Ballenstein“ es nicht fassen kann, daß sein geliebter Feldherr und Fürst so wenig dem selbstgeschaffenen Idealbilde entspricht. Die Brandstiftung oberer protestantischer Städte, um die Mittel zur Fortführung des Krieges und zur Bezahlung der hungernden, ungeduldig murrenden Soldateska herbeizuschaffen, das Bündnis mit papistischen Gegnern empört ihn. Doch so wenig das Verhältnis Gustavs zu dem Juden, ist das zu diesem übrigens recht matt gezeichneten Feuerkopf von wirklichem Belang für die Handlung, oder vermag auch nur episodisch eine lebhaftere Teilnahme zu erregen. Noch farbloser womöglich sind die Beziehungen des Königs zu der Gemahlin, die plötzlich in der Mitte des Stückes auftaucht. Maria Eleonora hat weder Strindbergschen noch irgend einen sonstigen Charakter. Nachdem sie erschienen, verliert der König einen um den andern von seinen alten Heerführern und Freunden, aber man sieht nicht recht, wie die Frau daran Schuld ist. Kaum besser steht es um die Heerführer selbst, in denen hin und wieder ganz unvermittelt der alte Haß gegen den Sohn des Wasa, der das Blut des schwedischen Adels vergossen, aufflammt. — ein Moment, das gleichfalls für den Ausgang ohne Folge bleibt. Es ist kein Werden und Wachsen des Schicksals, sondern ein Aufstieg und ein Untergang, der rein durch äußere, im Drama referierend mitgeteilte Wechselfälle herbeigeführt wird. Darum allein schon kann auch die Figur des Königs nicht Eindruck machen. Er ist von Strindberg als eine Art Epimöthenatur geschildert, doch weder sieht man, wie er sein Los sich selbst bereitet, noch ist dies Weltliche in ihm mit der religiösen Heldenrolle, die er im Anfang wenigstens sich beizumessen scheint, zu irgend einem tieferen psychologischen Kontrast zusammengefaßt. Sein Schwanken wie sein Ehrgeiz interessieren nicht.

Die Aufführung bot selbsterklärend bei der großen Personenanzahl, für die auch kaum ein erstes Theater ausgerüstet wäre, sehr viel Unzureichendes. Herr Nischke nahm sich des Königs, Herr

Connard des Juden mit Fleiß und Eifer an. Das Publikum flaischte. —

Technisches.

— Ein elektrisch betriebenes Orgelwerk. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: In der vor einigen Wochen eingeweihten neuen Heidelberger Stadthalle befindet sich ein Orgelwerk, das 4 Manuale und 64 klingende Register hat und über seinen Bestimmungsort hinaus Interesse verdient. Diese Orgel ist die größte in Baden und zugleich ist sie unfres Wissens die erste in Deutschland, bei deren Bau der Versuch unternommen wurde, die Elektrizität in ausgedehntem Maße für ein Orgelwerk anzuwenden. Der Spieltisch ist bis zu 30 Metern vom Pfeifenwerk entferbar, und mit ihm durch Luftschlauch und elektrisches Kabel (worin etwa 700 feine Drähte sind) verbunden. So vermag der Spieler den Klang sicher zu beurteilen und präzis mit Chor oder Orchester zusammenzuführen. Bei dem Orgelwerk als Hauptwerke Kompositionen mit Orchester von Händel und Mozart, dann die Bach-Juge Sätze und Choralvorspiele von Bach und Brahms erklingen; in allen Stücken war eine hervorragende Schönheit der einzelnen Orgelstimmen und ihrer Verbindungen zu bemerken. Die elektrische Uebertragung funktionierte vorzüglich; der Ton sprach sofort und bestimmt an. Neu sind auch die vollständigen Jalousie-Anlagen, die das ganze Werk, nicht bloß die feineren Register, umschließen. Die Orgel dürfte für die weitere Entwicklung der betreffenden Technik vorbildlich wirken. —

Humoristisches.

— Doppelsinnig. „Warum trägst Du immer kurze Hosen, Gepp?“

„Aus Ersparnis. Trag' ich sie lang, trag' ich sie kurz; trag' ich sie kurz, trag' ich sie lang!“ —

— Sparjame Hausfrau. „Hast Du nicht bemerkt, daß ich in einigen Hemden Löcher habe?“

„Ja! Ich habe schon überall Gesteppflaster d'rauf geklebt!“ —

— Ausgleich. „Nehmen Sie's nicht übel, lieber Herr, aber eine solche Eßerei ist mir doch noch nicht vorgekommen! Sie fangen mit dem Dessert an und hören mit der Suppe auf!“

„Ja wissen S', ich bin Eirkuskünstler und muß nachher die ganze Zeit auf dem Kopfe stehen!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Neue freie Volkshöhne bringt heute und an den nächsten Sonntagnachmittagen für ihre vier Abteilungen im Neuen Theater Björnsons Schauspiel „Ein Zusammenbruch“ („Ein Fallissement“) in neuer, autorisierter Uebersetzung zur Aufführung. —

— „Prinzessin Braut“, ein vieraktiges Lustspiel in Versen von Hans Erdmann, wird noch in dieser Saison im Schauspielhause aufgeführt werden. —

— Ein Verlioz-Heft bringt die Kunstzeitschrift „Die Musik“ (Berlin. Schuster u. Loeffler) zum hundertsten Geburtstag Hector Verlioz' (11. Dezember). Preis des Heftes 1 M. —

— „Der Herr Professor“, eine neue Operette von Victor Leon, Musik von Bela von Ujj, wurde bei der Erstaufführung im Theater an der Wien mit Beifall aufgenommen. —

— Der sechste internationale Architektenkongress findet vom 6. bis zum 13. April 1904 in Madrid statt. Zu den Verhandlungsgegenständen gehören u. a.: Die Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmälern, die wissenschaftliche Ausbildung der Architekten, der Einfluß neuerzeitiger Konstruktionsarten auf die künstlerische Form, das geistige Eigentum an Werken der Baukunst, der Einfluß baupolizeilicher Bestimmung auf die Bauart und Architektur der Privatgebäude. —

— Drei neue Künstler-Steinzeichnungen sind uns von Verlage W. G. Teubner in Leipzig zugegangen: „Abendrot“ von Gustav Kampmann (Format 75x55 cm), Pr. 5 M.; „Lieb' Heimatland ade“ von Strich-Chapell (Format 100 x 70 cm), Preis 6 M.; „Springender Löwe“ von Richard Frieze (Format 100 x 70 cm), Pr. 6 M. —

— Im ersten Weissenfeller See in Obertraun wurde am 6. November eine Seeforelle von 103 Centimeter Länge und 11½ Kilogramm Lebendgewicht gefangen. Der Fisch dürfte mehr als 30 Jahre alt gewesen sein. —

— Litterarisches Kammerkätzchen. Im Inseraten-teile der „Neuen Freien Presse“ vom 24. November ist zu lesen: Aelteren Schriftsteller sucht intelligentes, elegantes Kammermädchen, welches nicht die Fähigkeit hat, ihren gesammelten vielen Stoff allein zu verwerten, behufs Ehe kennen zu lernen. Selbige ist auch tüchtige Hausfrau und besitzt einige Ersparnisse. Briefe erbeten unter „Modern“ postl. 1 R. Marginalienstraße. —